Montags-Ausgabe

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Nr 396 • Ausgabe A Nr. 216

Ausgabe für Berlin u. Umgegend Nr. 396

Montag, 25 August 1919

48. Jahrgang

T. W. Der Reichspräsident Fritz Ebert hat am Donnerstag in Weimar den Eid auf die Verfassung geleistet und alle Beamten des Reiches haben nun zu schwören, daß sie dieser republikanischen Verfassung die Treue halten wollen. In einer freundlich durchsonnten Balkonrede hat Ebert an das schöne Uhlandsche Wort von guten alten Rechte erinnert und dem Volke und dem Volksrecht Treue gelobt. Wir sehen ihn lieber auf dem Balkon, Uhland zitierend und die Verfassung beeidigend, als in beinahe paradiesischer Verfassung, in Badehosen neben Nokke auf Bildern, die schon vor einiger Zeit die reaktionäre „Deutsche Tageszeitung" ihrer edel gestalteten Gemeinde darbot, und die nun, allen Nachforschungen zum Trotz, an anderer Stelle wieder emporgetaucht sind. Zum guten alten Recht dürfte es doch auch wohl gehören, daß man Körperformen nicht gegen den Willen ihres Besitzers öffentlich zur Schau stellen darf? Obgleich Ebert nun auch die letzten Formalitäten erledigt hat, ist er nunmehr noch ein „provisorischer" Präsident. Artikel 41 der Verfassung bestimmt: „Der Reichspräsident wird vom ganzen deutschen Volke gewählt." Das Amt des Reichspräsidenten dauert sieben Jahre und Wiederwahl ist erlaubt. Man wird wohl eines Tages bedauern, daß man diese „Wahl durch das Volk" in die Verfassung hineingeschrieben hat. Das ist poetischer Dilettantismus, nicht praktische, mit Tatsachen rechnende Politik. Man will den höchsten Beamten auf einen recht festen Sockel stellen und bringt Verwirrung und Erschütterung in den ganzen Bau. Dieses Volksvotum ist möglich in Ländern, wo es, unabhängig von allen Parteiunterschieden, einen Kampf um die Staatsform längst nicht mehr gibt. Wir können uns nicht einreden, daß in der deutschen Republik nur Republikaner wohnen, daß die Monarchisten jede Hoffnung begraben haben, daß sie bei Präsidentenwahlen auf Agitation und Korruption verzichten werden, und bevor man den romantischen Artikel 41 beschloß, wäre es nötig gewesen, Deutschland mit einem Kinde, dessen Entstehung ihm nicht deutlich bewußt geworden war. In Frankreich hatte schon unter dem ancien régime, vor der Erstürmung der Bastille, die gute Gesellschaft sich ungeniert mit der Idee des königlosen Staates beschäftigt, die von den Intellektuellen der wilhelminischen Epoche wie etwas Abscheuliches boykottiert wurde, und als das zweite Kaiserreich zusammenkrachte, hatten die Franzosen eine republikanische Tradition. Bei uns befaßten selbst die unabhängigen Geister sich nicht mit solchen Fragen, das Bekenntnis zu republikanischen Anschauungen galt für eine unfruchtbare Beschäftigung, und die abhängigen Geister trugen mit Entzücken die Livree. Selbst den meisten Sozialdemokraten schien, obgleich Eißner das mit allen verfügbaren Argumenten zu widerlegen versuchte, die Aenderung der Staatsform nicht so wichtig wie das wirtschaftliche Problem und der Klassenkampf. Der bürgerliche Republikaner war eine fast ausgestorbene Spezies, und wenn ein solcher Sprosse der Herwegh und Freiligrath sich zeigte, wurde ihm von soliden Menschen die Tür verschlossen, war er fremd in dieser Welt, wie der auferstandene Zentaur. Man glaubte weit eher, daß es der deutschen Technik eines Tages gelingen werde, die Verbindung zwischen Berlin und dem Monde herzustellen, als daß es möglich sein könnte, den Thron der Hohenzollern umzuwerfen, der außer von der „Liebe des freien Manns" auch von „Mut und Reisigen" gehütet war. Man machte Witze über die Kunstphantasien Wilhelms II., man kritisierte seine Reden ohne Milde, nur hinschmelzende Byzantiner, alte fromme Damen und erglühende junge Mädchen bewunderten ihn mit ganzer Seele, aber der Spott und der Tadel richteten sich doch fast niemals gegen die Institution der Monarchie. Erst unter den Schlägen der Ereignisse, als die Schleier zerrissen und die Wahrheit hervortrat, dämmerte in den meisten die Erkenntnis, daß es verderblich und unwürdig sei, das Schicksal eines großen Volkes von den oft sehr zweifelhaften Gaben abhängig zu machen, die eine Fee in fürstliche Wiegen legt. Es gilt nun, diese Erkenntnis zu verbreiten und zu vertiefen, das deutsche Geistesleben genau so mit dem republikanischen Gedanken zu durchdringen, wie es früher, planvoll, konsequent und mit tausend Lockmitteln, dem monarchischen System dienstbar gemacht wurde, und wir sehen bisher nicht, daß das in genügendem Maße und mit kluger Umsicht geschieht. Der Gassenradikalismus, die Unreife geschwätzigen Versammlungspolitisierens, das hohle Phrasendreschen frisch revolutionierter Literatenbübleln, der blinde Widerstand gegen jedes Bestreben, durch Neubelebung der Wirtschaft die Lage der Gesamtheit wieder zu verbessern, machen in den Städten und mehr noch auf dem Lande die Verstimmten, die nicht nachdenken wollen, leicht zu Opfern reaktionärer Verführungskunst. Wenn sie hören, daß die Arbeiter der Reparaturwerkstätten die Lokomotiven, die Kohlen und Lebensmittel durchs Land tragen müßten, nicht fertigstellen, glauben sie, daß unter anderer Führung, würden die Züge gehen. Aber mit dieser anderen Führung, die ihnen vorschwebt, und die das deutsche Volk in den Abgrund geschleudert hat, würde Deutschland, wie leicht bewiesen werden kann, noch ungleich tiefer hinunterrasen und vielleicht nie wieder auferstehen. Emporkommen können wir nur, wenn man zwischen dem Gejohle von links und dem Gekeif von rechts die Republik mit sicherer Stetigkeit vorwärtslenkt.

Am Tage nach dem Schwur von Weimar hat die „Kreuz-Zeitung" in einem Artikel seltsame Dinge über die republikanische Verfassung gesagt. Sie erklärt, daß die „drei internationalen Parteien" diese Verfassung gemacht haben, und vergißt, daß sie mit der einen dieser Parteien, mit dem Zentrum, bei den Wahlen zur Nationalversammlung durch ein intimes und fruchtbares Abkommen verbunden war. Sie behauptet, man habe „das Volksheer zu einer republikanischen Polizeitruppe degradiert", und tut, als vergesse sie, daß das „Volksheer" von der Entente im Friedensvertrage abgeschafft worden ist. Ob die Freikorps, aus denen man die Reichswehr bildet, ganz so republikanisch sind, wie es wünschenswert wäre, ist eine Frage, die bekanntlich nicht immer bejahend beantwortet wird. Die „Kreuz-Zeitung" findet in der Verfassung nicht nur einen republikanischen und demokratischen, sondern auch einen „unitarischen, unchristlichen, undeutschen und antipreußischen Geist." Daß diese Verfassung, leider viel zu zaghaft, die partikularistische Zersplitterung mindern, die deutschen Stämme zu stärkerer Einheitlichkeit führen möchte, scheint dem konservativen Blatte undeutsch und unchristlich zu sein. Vor allem aber ist die „Kreuz-Zeitung" ganz erfüllt vom Rechtsgedanken, und in einer schönen pathetischen Wendung sagt sie: „Wir legen den Finger auf das Recht." Wir hatten von den Konservativen sonst immer gehört, daß Macht vor Recht gehe, und wenn sie den Finger auf das Recht legten, wunde es gewöhnlich geknickt. Das Blatt der gestürzten Staatspächter erklärt, daß am 9 November „der Faden des Rechts abgerissen" worden sei Es wäre gewiß eine dankbare Aufgabe für neue Universitätslehrer, zu untersuchen, wie seit den Markgrafen von Brandenburg allein der „Faden des Rechts" die Machthaber und ihre Trabanten durch das Labyrinth des politischen Lebens geleitet hat. Die „Kreuzzeitung" verkündet auch die These: „Einem Gesetz kann man gehorsam sein, aber nicht treu." Es ist nicht möglich, demjenigen, die Ehrfurcht vor jedem fürstlichen Geblüt, wie es auch immer beschaffen sei, verlangen, den Unterschied klarzumachen, der zwischen freier Anhänglichkeit an die Institutionen des Landes und Bedientenhaftigkeit besteht. Die Konservativen, die Preußen nach Jena gebracht hatten, sprachen über das Reformwerk des Freiherrn von Stein ungefähr so, wie über die republikanische Verfassung die Deutschnationalen sprechen, von denen wir auch recht weit gebracht worden sind. Es kann nicht schaden, an Dorte zu erinnern, die Stein dem reaktionär und partikularistisch gesinnten Grafen Münster schrieb: „Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind blobe Werkzeuge, mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiedererlangen." Daß Deutschland nicht „auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen erhalten werden" könne, schien ihm klar.

An die Möglichkeit, das heutige Deutschland durch Rückkehr zu den alten, zerfallenen und verfaulten Formen „groß und stark" zu machen, wird nur der glauben, der gegenüber der Wirklichkeit die Augen verschließt. Gewiß, wir brauchen, um die unendliche Unvernunft zu überwinden, tatkräftige Regierungen, aber wir brauchen sie in der Republik. Was die unkontrollierten monarchischen Regierungen vollbracht haben, hat sich ja gezeigt. Wir haben versuchen können, die militaristische Monarchie mit dem aufsichtführenden parlamentarischen System zu vereinigen, aber der Parlamentarismus würde, wenn der Versuch länger gedauert und der Krieg ohne Niederlage geendet hätte, zweifellos von dem Militarismus und den Hofgemächern be-

Dr. Friedrich Naumann †

w. **Hamburg**, 24. August.

Heute nachmittag fünf Uhr ist Friedrich Naumann in Travemünde einem Schlaganfall erlegen.

*

Wir erfahren dazu folgende Einzelheiten:

Friedrich Naumann traf am Sonntag mittag in Travemünde zum Besuche seiner Frau ein, die aber aus Unkenntnis der Absicht ihres Mannes am Vormittag bereits abgereist war. In der Villa Sanssouci, in der Naumann wohnte, bekam er um 2½ Uhr plötzlich einen Schlaganfall. Sein Zustand galt dem im Hause wohnenden Arzt Dr. Schwicke von vornherein als aussichtslos. Er und ein Hamburger Großkaufmann Hintze waren die ersten, die dem Erkrankten Hilfe leisteten. Man gab Dr. Naumann starke Morphiumeinspritzungen, die aber keinen Erfolg mehr hatten, denn um fünf Uhr abends trat der Tod ein. Infolge jenes Irrtums, der das geplante Zusammentreffen mit der Gattin vereitelte, war in der Sterbestunde Naumanns keines seiner nächsten Familienmitglieder bei ihm.

* * *

E. D. Ganz plötzlich ist Friedrich Naumann gestorben. Denen, welche ihn näher kannten, kommt die Todeskunde nicht überraschend, denn sie wußten, daß sein Leben in ablehbarer Zeit einmal so abschließen würde. Schon seit Jahren krankte er an seinem Herzen, das für den riesigen Körperbau zu schwach war und das, weil es nicht so schnell und so impulsiv mitkonnte, wie der nie rastende Geist, ihm immer wieder neue Beschwerden bereitete. Mit Friedrich Naumann scheidet der große Romantiker der deutschen Demokratie von der Bühne der Politik. Ein überaus reiches Leben hat damit einen jähen Abschluß gefunden.

In Störnthal, einem kleinen Orte bei Leipzig, wurde Naumann am 25. März 1860 geboren. Seine Eltern schickten ihn zuerst auf das Nikolai-Gymnasium zu Leipzig und dann auf die Fürstenschule in Meißen. In Leipzig und Erlangen studierte er Theologie. Aber mit bloßem Predigen hielt er sich nach beendetem Studium nicht lange auf. Wie ein werktätig dienender Ordensbruder des Mittelalters ging er ins Rauhe Haus zu Hamburg; die innere Mission war sein Feld. Helfen wollte er den Menschen, seelisch und körperlich sollten die Müden und Armen wieder aufgerichtet werden. — Ueber Glauchau, die trübe sächsische Fabrikstadt, kam er nach Frankfurt a. M.: das war ums Jahr 1890, als nach dem kaiserlichen Februarerlaße sich eine neue soziale Aera ankündigte. Naumann machte den Sturm und Drang dieser Jahre hoffenden Herzens mit. Die Stöckermannen, die Christlichsozialen, standen ihm damals am nächsten. Seine erste Schrift stellte ein soziales Programm für die evangelische Kirche auf. „Was ist christlichsozial?" fragte er in einem weiteren Buche, und unter dem tiefen Eindruck seiner Tätigkeit als Vereinsgeistlicher der inneren Mission schrieb er: „Soziale Schriften an reiche Leute". Gleichzeitig baute er am christlichen Glauben herum: „Jesus als Volksmann", „Gotteshilfe" usw.

Auf die Dauer fühlte er sich in den Reihen der Christlichsozialen nicht wohl. Er wollte, er mußte seine eigenen Wege gehen. Eine Menge Gleichgesinnter scharte er um sich. Theologen, Studierende, alles Leute, die aus der Enge ihres Berufes hinaus ins Weite wirken wollten. Die nationalsoziale Partei wurde gegründet: Staatssozialismus und Demokratie auf der einen, Heer- und Flottenbegeisterung auf der anderen Seite. Die „Hilfe" wurde das Organ dieser Jungen. Eine neugegründete Tageszeitung „Die Zeit", fristete nur ein kurzes Dasein 1898 gingen die Nationalsozialen in den ersten Wahlkampf. Das Resultat war gleich Null. Naumann selbst unterlag in Jena-Neustadt. Bassermann stach ihn aus. Fünf Jahre später war das Wahlergebnis nicht besser. Naumann unterlag wieder. Nur zwei Nationalsoziale kamen in den Reichstag, Gerlach und Potthoff. Nun löste sich die Partei auf. Die einen gingen zur Sozialdemokratie, die andern zur Freisinnigen Vereinigung über. Naumann schloß sich den Rickert-Momsen und Gothein an. Sein nationalsoziales Bekenntnis ist in seinem Werke „Demokratie und Kaisertum" niedergelegt. Beides hielt er für wohl vereinbar. In der „Neuen deutschen Wirtschaftspolitik" rechtfertigte er die kapitalistische Wirtschaftsordnung, ließ aber die Frage offen, ob später, in ferner Zukunft, wenn die ganze Welt durchkapitalisiert sei, nicht der Sozialismus von selbst kommen werde. Auch aesthetische Gedanken fesselten ihn; pädagogische und alle Probleme wußte er mit glitzernden Gedanken zu zerglitzern.

Im alten Freisinn konnte er sich nur schwer durchsetzen. Seine erste Reichstagsrede da er endlich als Vertreter Heilbronns (1907) ins Parlament gekommen war, wurde von der gesamten Presse wie eine Sensation besprochen. Das Verhältnis von Arbeitern und Arbeitgebern im Industriekapitalismus war das Thema. Später bezog er dann häufig zu allen möglichen Fragen das Wort ergreifen. Immer lauschte das Haus mit größter Aufmerksamkeit seinen geistvollen Ausführungen, und in Volksversammlungen hatte er stets eine begeisterte Zuhörerschaft.

Friedrich Naumann war ein Mensch mit stark wuchernder Phantasie und Intuition. Im letzten Grunde war er eine Künstlernatur. Er besaß ein feines Ahnungsvermögen, eine politische Witterung, aber die kühlwägende Aber des Realpolitikers hatte er nicht. So schaute er prophetisch in die Ferne und überjah dabei doch mitunter die Hemmungen und die Forderungen des Tages. „Mitteleuropa" glaubte er am politischen Horizont entstehen zu sehen und gewahrte nicht die ungünstigen Rückwirkungen dieser Idee, die er mit der ganzen Leidenschaft seines übervollen Herzens längere Zeit propagierte. Die Demokratische Partei, welche ihn erst noch auf dem konstituierenden Parteitage in Berlin zu ihrem Vorsitzenden erkor, verliert in ihm eine sehr starke suggestive Persönlichkeit. Mit Friedrich Naumann, der wie kaum ein anderer über eine Ideenfülle ohne gleichen verfügte, und der in Wort und Schrift ein Künstler war, geht der Repräsentant einer idealistisch gerichteten, freiheitlichen Politik in eine andere Welt. Ihm war es nicht mehr vergönnt, den Neubau des Deutschen Reiches, an dem er mit ganzer Seele teilnahm, mit vollenden zu helfen. Schon in den letzten Wochen hatte er der Nationalversammlung aus Gesundheitsrücksichten fern bleiben müssen.

*

Naumann war für die Nationalversammlung als Erster auf der demokratischen Liste im Wahlkreis Stadt Berlin gewählt. An seine Stelle tritt, da im Falle, wo ein Gewählter ausscheidet, der erste nicht gewählte Kandidat der Liste nachrückt, Fräulein Dr. Marie Elisabeth Lüders.

Chefredakteur: Theodor Wolff in Berlin.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse in Berlin.